

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Luise Rinser
Über die Hoffnung

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Es ist gar nicht so leicht für einen «normalen» Menschen, auf die Frage, aus welchen Quellen er lebe, wahrhaftig und mit sachlicher Treue zu antworten. Es bedeutet, sich mehr als üblich in seiner intimsten Sphäre nach außen zu öffnen, und dabei gilt wie eh und je das Wort des erfahrenen Goethe: «Sagt es niemand,

nur dem Weisen...» Aber gleichviel: Wenn dieses Büchlein nicht nur «Literatur» unter vieler anderer Literatur sein soll, dann muß man sich selber wagen, hoffend und liebend, um dem Nächsten, vielleicht einem einzigen (das würde genügen), eine Wegspur zu zeigen (nicht mehr als das, und es genügt). Es gibt, so denke ich, schlechthin nur einen einzigen wirklichen Lebensantrieb: die *Hoffnung*. Jeder andere Impuls meint nichts als eben Hoffnung, wie immer er sich auch nennen mag: Glaube, Schaffenslust, Wille zur Selbstbehauptung, Ehrgeiz, Trotz, Opferwille, oder in nichts weiter zu begründender Elan vital. Selbst jener Mensch, der seine Hoffnung bewußt fahrenläßt, tut dies noch in der Hoffnung, nämlich in

ÜBER DIE HOFFNUNG

der Hoffnung darauf, sich durch eben dieses Fahrenlassen zu retten; zu retten vor voreiligen Schlüssen, vor billigen Lösungen, vor Selbstbetrug, vor dem Schmerz des Wartenmüssens auf die Befreiung von eben diesem Wartenmüssen, das uns der Tod verspricht. Noch der Selbstmörder tötet sich in der Hoffnung auf etwas, nämlich auf Erlösung von sich selbst. Kein Leben kann sein ohne zumindest eine zarte, unbestimmte Spur von Hoffnung.

Man kann nun sagen, dies sei ein lediglich formaler Begriff der Hoffnung, und es sei hier mit Hoffnung allzu vieles und Verschiedenes gemeint (nämlich alle denkbaren Lebensimpulse), um etwas vom Wesen und Inhalt der Hoffnung auszusagen.

In einer bestimmten Hinsicht ist das richtig. Die Hoffnung erscheint in so verschiedenen Gestalten, daß sie als die dennoch wahrhaft *eine* nur schwer zu erkennen ist. Wer etwas ganz Bestimmtes erreichen will, etwa ein Berufsziel, eine Ehe, oder Reichtum, oder Ruhm, der wird gerade diese seine individuell erlebte Gestalt der Hoffnung als Hoffnung schlechthin erleben und dabei übersehen, daß sie nur sektorenhaft sich verhält zum Ganzen der Hoffnung. Meist wird die Hoffnung überhaupt nicht bewußt erlebt; sie wird einfach hingenommen als selbstverständlicher Besitz. Wem dieser Besitz aber dahinschwindet, der erfährt mit Entsetzen, daß mit der Hoffnung zugleich der Wille zum Leben überhaupt dahingeht,

ÜBER DIE HOFFNUNG

zum Leben nicht nur im Sinne biologischer Vitalität, sondern als die ganze Weite menschlichen Daseins, die hineinreicht in jene geheimnisvolle Lebenswirklichkeit, die zuletzt, wenn alles biologische Leben dahingegangen sein wird, allein den Namen Leben tragen wird. Derjenige, der sich in seinem Lebenswillen in diesem Sinne bedroht sieht von innen her, der muß, um seine Situation zu verstehen und um sich retten zu können, erkennen, was ihm denn eigentlich verlorengeht, wenn ihm «die Hoffnung» entschwindet.

Als ich einmal, in Jerusalem, mit Martin Buber in ein Gespräch über die Liebe kam, lehrte er mich, von der hebräischen Sprache herkommend, den Unterschied zwischen *lieben* und *lie-*

bend sein. Ich möchte diese Unterscheidung auf das Hoffen anwenden: Man kann *hoffen* und *hoffend sein*. Man *hofft*, das heißt: man hofft auf etwas; man wünscht und erwartet, daß etwas Gutes eintrete, etwas Bestimmtes, etwas Gegenständlich-Erfahrbares, und sei es scheinbar so unbestimmt und ungegenständlich wie «eine glückliche Zukunft». *Hoffend sein* aber bedeutet: sich in einem Zustand der Bereitschaft befinden, des Nicht-Fixiertseins auf bestimmte Wunscherfüllung, des Vertrauens darauf, daß, was immer auch geschehen möge (erwünscht oder unerwünscht), es das auf jeden Fall Anzunehmende und darum auch Annehmbare sei. Der also Hoffend-Seiende ist nach überall hin offen: nach vorne, nach oben, auch

ÜBER DIE HOFFNUNG

nach unten (der dunklen Tiefe zu), auch nach rückwärts, nach der eigenen Vergangenheit und jener der ganzen Menschheit hin; er ist auch horizontal offen, zum Mitmenschen hin und zu allem, was jetzt und hier geschieht.

Dieses Hoffend-Sein heißt nicht: ich hoffe darauf, daß dies oder jenes Bestimmte sich ereigne oder ausbleibe; ich hoffe nicht ausdrücklich darauf, daß, beispielsweise, eines Tages «der Sozialismus» oder «der Friede» auf Erden sich verwirklichen, oder daß das Christentum die erdbherrschende Religion sein werde; ich hoffe nicht einmal ausdrücklich darauf, daß die Atombombe nicht falle. Natürlich «hoffe» ich, daß sie nicht fällt, und natürlich «hoffe» ich, daß das Zeitalter der Kriege und

Isolation durch jenes der Verträge und übergeordneten Gemeinschaften abgelöst werde. Aber dies hoffe ich, insofern ich hoffe, nicht insofern ich ein wirklich Hoffender bin. Auf etwas hoffen nämlich setzt voraus, daß ich Wünsche, Begierden, Ängste habe. Das aber gerade widerspricht dem Hoffend-Sein. Wer etwas Bestimmtes «hofft», der erwartet Änderung, und zwar bestimmte Veränderungen, die ihm, gerade ihm, nötig erscheinen, sei es für ihn selbst, sei es für andere. Der Hoffend-Seiende hingegen weiß (er weiß es nicht mit seinem Verstand, sondern mit seinem ganzen Sein und häufig *gegen* seinen Verstand und *gegen* seine Erfahrung), daß alles, was ist und geschieht, so sein und so geschehen muß («muß» im Sinne des

ÜBER DIE HOFFNUNG

biblischen Müssens: «*Mußte* nicht Christus dieses leiden...»); er «weiß», daß alles einer einzigen Ordnung angehört; daß alles scheinbar sich Widersprechende eins ist, auch wenn es als dieses eine von uns noch nicht zu begreifen ist, auch wenn diese ursprüngliche Sinn-Einheit ihre eigene Vollendung noch sucht und suchen muß (aber auch suchen *kann* und darin alles noch ausständige Verheißene geheimnisvoll vorwegnimmt); daß von diesem *Einen* her und in ihm alles, aber auch wirklich alles «Sinn» hat, weil es eingefügt ist in den einen großen Sinn, und daß nichts von diesem sinnvoll Eingefügten verloren, vertan, spurenlos verweht sein *kann*. So erfährt der Hoffend-Seiende sich als den ins Weltganze nahtlos Eingefügten,

nahtlos eingefügt durch alles, was zu dieser Einheit gehört, also gerade auch durch die Hoffnung selbst. Er ist diesem Weltganzen so zugehörig, daß weder er sich aus der Welt davonstehlen, noch daß die Welt sich von ihm los-sagen darf, ohne daß ihm und dem Weltganzen eine unheilbare Wunde zugefügt würde. Noch der Sturz aus dem Ganzen (selbst der frei gewählte, gewollte, und es gibt ja doch letztlich keinen andern), das Herausfallen ins Asoziale, in den Nihilismus, in die Selbstzerstörung, entläßt den Menschen nicht ins einfach wirklich Leere, Sinnlose. Auch der wirklich in freier Entscheidung der Hoffnung sich Begebende entfällt nicht dem Sinn-Ganzen; doch begibt und versperrt er sich in